



TIME BANDIT

ZWEI BRÜDER, DIE BERINGSEE **UND** DER FANG IHRES LEBENS

von ANDY und JOHNATHAN HILLSTRAND mit MALCOLM MACPHERSON



wir also sowohl an Land als auch auf See. Wir sind mit salziger Luft in der Lunge groß geworden und mit Sand zwischen unseren Zehen. Wir haben mit Aalen gespielt, mit Krebsen und Dornhaien. Anstelle von Fahrrädern bewegten wir Skiffs und Flöße. Wir spielten auch nicht Cowboy, wir waren Piraten wie in den alten Zeiten. Wir kannten die unendliche See wie andere Kinder ihren Hinterhof. Wir haben von Schiffen und Segeln geträumt, von Dämonen und Drachen.

Unser Vater hat uns ernährt und Klamotten gekauft von dem Geld, das ihm der Ozean einbrachte. Seine Freunde fuhren zur See, alle. Mein Großvater, ein Rechtsanwalt und Politiker, angelte immerhin am Wochenende. Er hatte das Land's End Inn auf der Landzunge gebaut – und ihm gehörte der legendäre Salty Dawg Saloon, eine höhlenartig finstere Blockhütte. Als Kinder spielten wir im Sägemehl auf dem Boden dieser Spelunke und hörten den betrunkenen Seeleuten zu, wenn sie ihr Garn spinnen. Huckleberry Finn hatte den Mississippi und die Inseln im Strom und den Wald an seinen Ufern. Wir aber hatten die See, die uns dieselbe Freiheit schenkte, die Welt zu erkunden und zu träumen, die uns Jungs sein ließ und von Erwachsenen verschonte, die uns auf ihr Normalmaß zurechtstutzen wollten. Huck hatte es nicht schlecht, aber er hatte keine Haie, die man mit einem Stock ärgern konnte, er konnte keine Lachse oder Garnelen fangen und dann in Alufolie über dem Feuer grillen und er hatte kein Skiff, das er direkt vor der Tür ins Wasser schieben konnte.

Manchmal fingen wir Taschenkrebse und verkauften sie an Max Deveney, der in Homer ein kleines Fischgeschäft betrieb. Er gab uns einen gekochten Krebs für zwei frische. Wir pendelten mehrmals am Tag zwischen seinem Laden und der Landzunge. Einmal hatten wir 109 Dollar auf der hohen Kante – und wir fühlten uns wie die Millionäre. Wir kauften eine Kiste Ding-Dong-Schokoladenkuchen, die aussahen wie Eishockey-Pucks, und je einen Karton Mars- und Hershey-Schokoriegel. Süßigkeiten kistenweise! So sahen unsere Träume damals aus.

Einmal schlugen wir unsere Zelte auf der anderen Seite der Bucht direkt am Ufer auf. Wir bauten ein Lagerfeuer und grillten eine Krähe und ein Eichhörnchen. Wir saßen zwar direkt auf den besten und leckersten Muscheln der Welt, aber da wussten wir noch nicht, dass man sie essen konnte. Hatte uns noch niemand erklärt. Dann legten wir uns schlafen. Es war stockfinster und wir hatten mehr Angst vor der Dunkelheit, als wir uns eingestehen wollten. Mitten in der Nacht wachte ich auf, weil irgendetwas gegen mein Zelt gestoßen war. Ich wusste nicht, was es war, und ich hatte viel zu großen Bammel, nachzusehen. Dann hatte ich plötzlich etwas Pelziges im Gesicht. Wir kreischten vor Schreck wie die Mädchen im Kino bei einem Gruselfilm. Die schrecklichen Dinger waren überall, im Zelt, auf dem Zelt. Endlich knipste ich die Taschenlampe an. Es waren Lemminge, es regnete Lemminge.

Im Laufe der Zeit nahmen die Leute in Homer einen weiteren Wesenszug an, der ihnen ebenfalls von der See diktiert wurde. Es war so etwas wie ein permanentes Gespür, dass ein schlimmer Verlust drohte. Das Gefühl war so alt wie die ersten Versuche des Menschen, das Land zu verlassen und aufs Meer hinauszufahren. Auch wenn sich die Menschen nie daran gewöhnen werden, dass die See manchen den frühen Tod bringt, so haben die vielen Verluste Homer über die Jahre mit einer traurigen Resignation infiziert. Die Männer versuchten, das zu verdrängen. Sie sahen natürlich die Tragik, aber bei ihnen galt der Tod durch Ertrinken als ehrenhaft – als eine Art Tribut, den sie der Natur und den Teufeln der Beringsee zollen mussten. Doch diese Vorahnung des drohenden Verlustes konnte keiner in Homer aus seinen Gedanken bannen, egal ob er seinen Lebensunterhalt der See verdankte oder nicht. Alles war von einer tiefen Melancholie durchdrungen. Gleichzeitig kehrten die Verluste auf See das Wilde aus den Männern heraus – sie scherten sich nicht darum, was als normales Verhalten galt. Heute waren wir hier, morgen vielleicht schon nicht mehr da und weil uns das nur zu bewusst war, lebten wir in vollen Zügen. Aber dennoch: Der Tod folgte uns wie ein Schatten.

Etwa zu der Zeit, als ich zur Welt kam, also 1962, machte Homer gerade eine schlimme Zeit durch. Die Piste, die den Ort mit der Außenwelt verband, wurde erst in den Siebzigern asphaltiert und deshalb war es für die Leute bequemer, auf dem Seeweg zu kommen oder zu gehen. Homer bot damals nur eine sehr karge Existenz. Aber seine Naturwunder und seine Abgelegenheit wirkten auf allerhand Exzentriker, die auf der Flucht vor dem Gesetz oder vor den gesellschaftlichen Normen waren, wie ein Magnet. In den Sechzigerjahren entdeckten Hippies den Ort – und sie begannen, ihre anarchistische Heilsbotschaft zu verbreiten. In ihrem Kielwasser tauchten Künstler und sogar einige Dichter und Schriftsteller auf. Eine Kolonie von »Barfüßlern« ließ sich bei uns nieder. Sie hatten geschworen, niemals Schuhe zu tragen, ihre Haare nicht zu schneiden und so lange nur noch Baumwollkutzen zu tragen, bis der Weltfrieden erreicht war. Als Nächstes zogen die »Wahren Gläubigen« ein, nonkonformistische Sektierer der Russisch-Orthodoxen Kirche. Heute trägt eine liebe alte Frau namens Jean Keene den Titel der größten Exzentrikerin, sie heißt bei allen nur die »Adler-Frau«. Sie lebt in der kleinsten aller kleinen Blockhütten auf der Landzunge, wo sie sich mit Hingabe der Fütterung von Weißkopfseeadlern widmet, die von überall her – und sogar von der weit entfernten Insel Kodiak – einfliegen, um sich von ihr verwöhnen zu lassen. Sie ist eine gerissene, schroffe Frau in den Siebzigern, die einen uralten rostigen Chevy-Pick-up fährt und in einer Konservenfabrik arbeitet. Jean Keene ist Alaska bis ins Mark, sie könnte an keinem anderen Ort der Welt leben.

Andere zog die Flucht vor dem Gesetz nach Homer wie mich die Sucht nach dem Rotlachs im Sommer auf das Cook Inlet. Mein Vater und seine Kumpels sind da das beste Beispiel. LeRoy Shoultz etwa, Nachbar und guter Freund, entschied sich, den niederen 48

Staaten« den Rücken zu kehren, als die Polizei in Indiana ankündigte, dass ihm eine Vorladung drohte. Ein Nachbar hatte ihn angezeigt, weil er seine Mülltonnen am Straßenrand stehengelassen hatte. Noch am selben Abend sagte er zu seiner jungen Frau Rita: »Jetzt habe ich genug von diesem Scheiß.« Ohne noch einen Moment länger zu zögern, verfrachtete er seine Familie ins Auto, wobei er auch wirklich nicht viel zu packen hatte. Mit 1100 Dollar an Barem und einer Tankstellen-Kreditkarte machte er sich auf den Highway nach Norden. So wie er es sah, war Indiana alt und langweilig und von all den Regeln wie gelähmt. Alaska hingegen war wild und frei, und nach diesem Versprechen sehnte er sich. Als er samt Familie in Alaska ankam, war es ihm, als ob sogar die Luft nach dieser Freiheit schmecke. Allerdings war er total pleite; er hatte vier kleine Kinder zu ernähren – und gerade noch ein paar Dosen mit Bohnen und ein wenig Weizenmehl übrig. Aber sie dachten sich, dass kein Opfer zu groß war, wenn man nur endlich echte Abenteuer in einem Land erleben konnte, wo einen die Regierung, verdammt noch mal, in Ruhe ließ.

»Lower 48« – so nennen wir in Alaska den Rest der USA. Die Inseln von Hawaii zählen wir nicht dazu.

Sie campen draußen vor der Stadt und fanden schnell neue Freunde, die ihnen ein paar Lachse schenkten, damit sie wenigstens was zu futtern hatten. »Es gab nichts, worüber wir uns beschweren konnten«, sagte Rita später einmal zu mir. Sie ging einfach fest davon aus, dass LeRoy ziemlich schnell Arbeit finden würde. Und tatsächlich: Ein Schreiner sah ihr Nummernschild aus Indiana – und lud sie zum Abendessen ein; es gab Elch. Der Schreiner vermittelte LeRoy an die Konservenfabrik im Ort und mit diesem Job konnten sie sich eine feste Unterkunft leisten: eine Einzimmerbude mit einem Bett für 50 Dollar im Monat. O-Ton Rita: »Es war der reinste Luxus für uns. Wir hatten Strom und Wasser und bald genug gespart, um uns selbst eine kleine Blockhütte zu bauen. Kurz nachdem wir da eingezogen waren, kam meine Mutter aus Indiana zu Besuch und ich war total aufgeregt, dass wir jetzt eine Auffahrt zum Haus hatten. Wir hatten zwar nur Strom und noch kein fließend Wasser, aber wir hatten eine *Auffahrt!* Meiner Mutter wollte das nicht in den Kopf. Sie konnte einfach nicht verstehen, dass man sich hier im Norden jeden Tag mit Dingen rumschlagen muss, die im Süden eine Selbstverständlichkeit sind. Hier muss man einfach jung sein, und zwar für *immer*.«

Rita hat einmal gesagt, man könne nirgendwo so deutlich sehen wie in Alaska, dass die Natur ihre Spuren in den Gesichtern der Menschen hinterlässt – wie ein Bildhauer mit seinem Meißel. Die Wetterextreme – Temperaturen von bis zu minus 60 Grad, Williwaw-Böen von mehr als 200 Kilometern pro Stunde und dazu noch zweieinhalb Meter Schnee im Jahr – zeichnen die Menschen Alaskas so sehr, dass ihre Verwandten aus den niederen

48 Bundesstaaten im Vergleich dazu fast vornehm wirken. Aber gleichzeitig schenkte einem Alaska auch ein unbeschriebenes Blatt, auf dem man sein Leben noch einmal neu definieren konnte. Was man brauchte, war eine Portion Mut und Willensstärke. Die kalten und dunklen Winter Alaskas machten sture und fürchterlich unabhängige und selbstständige Menschen aus uns – und sie gaben uns als Dreingabe eine Philosophie, die viel vom System der Lotterie hatte: Wenn schon jemand gewinnt im Leben, warum nicht ich?

Dazu gehörte selbstverständlich, dass wir uns nie darauf verließen, dass Hilfe von außen kam. Jeder kümmerte sich um seine Nachbarn. Für uns waren Barmherzigkeit und Solidarität keine Tugenden, die wir nur am Sonntag in der Kirche lebten. Und das wurde uns in Homer vielleicht nie wieder so bewusst wie in dem Moment, als der Trawler *Aleutian Harvester* verlorenging.

Es passierte während des Erntedankfests 1985. Ich war mit meinem Vater zum Augustine-Vulkan rausgefahren, um zu fischen, und wir hatten uns in einer Bucht vor dem Sturm versteckt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu warten, bis er sich ausgeblasen hatte. Um mir die Zeit zu vertreiben, funkte ich einen Freund auf der *Aleutian Harvester* an, sein Name war Danny Martin. Ich hatte zwei-, dreimal mit ihm zusammen auf einem Kiemennetz-Boot namens *Sea Hawk II* gearbeitet. An dem Tag war er gar nicht so weit entfernt von uns und ich fragte ihn, wie es ging mit dem Fischen. »Echt scheiße«, antwortete er, »das ist definitiv meine letzte Tour.« Er schleppte sein Netz, und das in 15 Meter hohen Wellen. Er hätte eigentlich überhaupt nicht mehr da draußen sein dürfen. Nur kurze Zeit später hörte ich ein »Mayday« im Funk. Die *Aleutian Harvester* war die ganze Zeit auf dem Radar zu sehen – und dann war sie plötzlich weg. Sie war gekentert und so schnell gesunken wie ein Stein, den man in einen Brunnen wirft. Anfangs hat das niemand kapiert, es ging einfach zu schnell. In Homer – wo drei der vier Seeleute zu Hause waren – konnte sich keiner vorstellen, wie ein Schiff dieser Größe vom Schirm verschwinden konnte, während das Schwesterschiff nur ein paar 100 Meter entfernt war. Es gab keine Überlebenden, keine Trümmer, nicht eine einzige Spur, dass die *Aleutian Harvester* überhaupt je existiert hatte. Die Küstenwache war drei Tage lang mit Helikoptern, Flugzeugen und Schiffen draußen. Dann stellte sie die Suche ein. Doch die Leute in Homer waren noch nicht bereit, ihre Söhne aufzugeben. Wer ein Verwandter oder Kumpel eines Seemanns ist, der kennt bei einem solchen Verlust kein Zeitlimit. Die Menschen in Homer kratzten ihre letzten Reserven zusammen, plünderten ihre Sparbücher und organisierten Benefizveranstaltungen, um privat für Suchflugzeuge und Hubschrauber zu bezahlen, die 5000 Dollar am Tag kosteten. Diese Anstrengung, auch nur die geringste Spur der *Harvester* zu finden (was leider nicht glückte), führte immerhin zur Gründung der Aleutian-Harvester-Stiftung, die seit 1985 die Kosten in solchen Fällen übernimmt – wenn

Piloten gebraucht werden, um verschollene Flugzeuge zu finden, gestrandete Touristen, verirrte Jäger oder eben Seeleute, deren Schiff verlorenging.

Ein Freund unserer Familie erzählt gerne eine Geschichte, die meine Brüder und ich schon oft weitererzählt haben. Ken Moore, der Besitzer der Northern-Enterprise-Werft in Homer, wo ich meine *Fishing Fever* ins Winterlager bringe, schuldete einem Paar namens Mudd und Stinky Jones einen Riesengefallen. Die beiden hatten sich, wie Ken sagt, »ohne einen einzigen Topf« in Homer niedergelassen. Stinky war Schreiner, aber von der Sorte, die für den Job am liebsten die Kettensäge nimmt. Als seine Frau Mudd ihn später verließ, lebte er eine Zeitlang in zwei ausgemusterten Stahltanks. So ein Typ war das. Das Paar besaß jedenfalls einen Flecken Land draußen in der Pampa, wohnte aber die meiste Zeit in einem Stadthaus, das ihrem Freund Poopdeck Platt gehörte. Ken hatte damals gleich zwei Jobs, er pendelte zwischen Homer und Kenai, weiter im Norden der Halbinsel. Nun bat also Stinky seinen Kumpel Ken, dass er auf der Tour nach Homer einen Umweg über Anchor Point machte, um etwas für ihn abzuholen. Ein paar Tage später, Ken fuhr gerade durch Clam Gulch, fiel ihm ein, dass er Stinky etwas versprochen hatte. Nur was? Er konnte sich an die Details einfach nicht mehr erinnern. Also machte er am Anchor River Inn Halt, um Stinky anzurufen. Und damit beginnt die eigentliche Geschichte. Denn jetzt stand er vor einem großen Dilemma: Wie hieß denn Stinky Jones wirklich? Im Telefonbuch fand er sechsmal Jones, aber Ken hatte nicht den blassesten Schimmer, wer von denen Stinky war. Also rief er sie der Reihe nach an und fragte jeden: »Bist du Stinky?« Erst bei der dritten Nummer hörte er die bekannte Stimme. »Verdammt noch mal, wie heißt du eigentlich?«, bellte Ken ins Telefon. Karl, jetzt wusste er's.

Ken ist in etwa so alt wie mein Vater. Er kannte einen Seemann, der Popeye hieß; und einen Papa, einen Popeye's Papa, einen Rucksack-Louie, einen Juden-Ike und einen Hundert-Baumstamm-Tallis. Und wenn die Post so adressiert war, kam sie auch an. Wer wusste schon, dass Poopdeck in Wirklichkeit Clarence hieß? Er selbst sagte immer: »Clarence kann sich kein Schwein merken. Aber Poopdeck vergisst keiner.«

Aber Homer war natürlich nicht nur putzig. Jeder kannte jeden und das war hilfreich, wenn es in einer Krisensituation darauf ankam. Aber die Kehrseite war, dass niemand auch einmal eine Anonymität genießen konnte, wie sie für Städter selbstverständlich war. Klatsch und Tratsch konnten selbst den stärksten Mann vernichten und nichts blieb jemals privat. Vor ein paar Jahren verfiel eine der skurrilen Figuren Homers, ein Säufer und Obdachloser, auf die blöde Idee, unangekündigt bei den Leuten ins Haus einzufallen und sich aufzuspielen, als gehörte ihm der Laden. Er spendierte sich einen Drink, blieb ein Weilchen und verzog sich erst wieder, wenn er genug von seinem Spiel hatte. Das machte er etliche Jahre so und manche Leute in Homer begannen, ihre Türen abzuschließen. Andere wollten das aber nicht und beschwerten sich beim Richter. Doch der beschied dem